

Die letzten Monate habe ich damit verbracht, die letzten Monate zu verbringen

Christoph Marthalers Zwischensaisonstück ohne Titel zum 100. Geburtstag des Hotels Waldhaus in Sils Maria

Von Judith Kuckart

Dieser Tage ist das berühmte Hotel Waldhaus in Sils Maria hundert Jahre alt geworden. Der Theaterregisseur Christoph Marthaler hat für den Anlass ein Stück erfunden, das sich ins Hotelleben einmischt. – Ein Bericht über den Probenverlauf und die Premiere.

Bei der Post in Sils Maria steige ich aus dem Bus. Es ist Juni und ein Wetter wie im Herbst. Die Hotels an der Strasse sind noch geschlossen. Zwischensaison leben. Auch Nietzsche in seinem Häuschen gleich neben der Bushaltestelle hat die tote Zeit genutzt, hat renoviert und in den Container vor seinem Haus den alten Kühlschrank und ein zerbrochenes blaues Bidet geworfen. Das Auto, mit dem ich abgeholt werde, fährt die steile Kurve hinauf zum Hotel Waldhaus, das hoch über dem Dorf gelegen ist wie eine Burg. Sie droht bei meiner Ankunft in Nebel und Wolken zu verschwinden. Là-haut sur la montagne, heisst ein altes Volkslied.

Aber das Hotel Waldhaus verschwindet nicht. Es wird am 15. Juni 2008 hundert Jahre alt und ist immer in den besten Händen einer Familie gewesen. Das soll jetzt gefeiert werden. Die Waldhausfamilie Kienberger/Dietrich hat deshalb die

Theaterfamilie Marthaler eingeladen, zur Feier des Tages ein Stück vor Ort zu produzieren.

Happy birthday to you, dear Waldhaus.

Am 19. April, gute sechs Wochen vor der Premiere, ist das Ensemble angereist. Da war es draussen noch kälter und nasser und grauer. Am Eingang drehte sich die Drehtür nicht, Schwimmbad und Sauna blieben geschlossen, und gegessen wurde zusammen mit dem Hotelpersonal in der Kantine. Draussen blieb die Lärche, die in Zürich längst grünte, hartnäckig ein kahler Ast. Heimweh kam auf und jene Depression der Kindheit, die einen befällt, wenn ihn der Sonntag ausweglos ins Familienleben einsperrt. Was tun? Arbeiten! Was Christoph Marthaler und sein Ensemble dafür brauchten, hatten sie dabei. Nämlich sich selber. Die Damen Carigiet, Grigolli, Hardy, Rau, Stucky und die Herren Clamer, Czajkowski, Detleffsen, Homberger, Jaeggi, Ostendorf, Rosat und Valentine. Das slowakische Waldhaustrio Farkas war schon im Haus. Klavier, Harmonium und elektrische Orgel auch. In der Tennishalle lagen die Bälle, langweilten sich die Netze, sammelten Riesenhandeln Staub an – alle bekamen eine Rolle und durften mitspielen.

Improvisationen und Lieder

Das titellose Stück entstand während langer Gespräche in der verwaisten Bar, wo das Ensemble sich seinen Alkohol aus dem Kühlschrank mit Strichliste an der Tür holte. Der Abend wuchs unmerklich zusammen aus Improvisationen und Liedern, mit denen man gegen die Waldangst im Waldhaus ansang, und der Dramaturg brachte Texte. Robert Walser, Pessoa, Annemarie Schwarzenbach, Breton, Eluard, Hildesheimer, Serner, Kafka, Kraus, Nietzsche, Márai. Figuren entstanden aus der Art, wie jemand nach einer Woche Zwischensaison einfach da sass, nachdem irgendein herumstreunender Hotelgeist von ihm Besitz ergriffen hatte. Da wurde auch klar, welcher Text passte und zu wem. Mancher aus dem Ensemble schrieb plötzlich selber oder behauptete wenigstens: «Von mir!» Die Zeit blieb stehen, von April bis Juni. Zwischenzeit eben. So entsteht gutes Theater. Mit den Geistern, die sich in dieser toten Zeit des Hotels ganz bemächtigen, musste man nicht das Essen, aber den Abend und irgendwann auch das Zimmer teilen. Bald redete man auch wie sie: «Die letzten Monate habe ich damit verbracht, die letzten Monate zu verbringen.»

Es ist der 8. Juni. Premiere ist in drei Tagen. An der Rezeption ist noch keine Postkarte im Drehständer, ist noch kein Herr in Livree zu sehen, aber ein Hammer liegt neben dem Gästebuch und hat eine Handvoll Nägel im Blick. Was ist hier Bühnenaufbau, was Requisite, was Hotel und was Theater? Wer gehört hier eigentlich zu wem?

Eben hat mir Maria Dietrich, die mit ihrem Mann Felix Dietrich und ihrem Bruder Urs Kienberger das Hotel leitet, einen Flur im Mezzanin gezeigt, den einst ihre Urgrossmutter Amalia Giger im Rollstuhl entlangfuhr. Halbrunde Fenster in Hüfthöhe wurden für sie angebracht, damit sie die Gäste im Speisesaal und das Personal im Büro beobachten konnte. Ein Luftzug hebt die Gardinen an, und irgendwo ist ein fernes Rollen



Hotelgäste der besonderen Art – das Marthaler-Ensemble in der Tennishalle, wo auch Basketball gespielt werden könnte.

DOROTHEA WIMMER

von Rädern. Ein Servierwagen, ein Wäschekorb auf Rädern, ein Rollstuhl? Jedes Geräusch hier hat eine Stimme. Wir gehen hinunter in die Hotelhalle.

Dort steht Ueli Jaeggi auf der Bühne. Er singt mit der altersschwachen Stimme von Johannes Heesters und trägt dessen weissen Schal. «Die Zeit ist eine Freundin, die es gut mit mir meint. Ich werde hundert Jahre alt.» Müde hebt der eine oder andere Schauspieler in der Runde den Blick, dann die Hände. Zwei Darstellerinnen tanzen wie Stabpuppen – alte Damen, die sich jung fühlen: Was soll's. Wir sind schon bald hundertzehn.

Schnarchende Geräuschkulisse

Es sitzt da auf der Podestrie, vor dem halbrunden Verandafenster der Halle, eine so liebenswerte wie böse, eine so gebrechliche wie aggressive, eine so zärtliche wie zerstörerische Zusammenrottung von hässlich-schönen Wesen. Sie sehen aus, als müssten sie bald sterben, aber würden noch einmal innehalten, bestärkt von einem ungemühten Geist, der in sie gefahren ist. Dann singen sie alle wieder. Puccini, Verdi, Kreisler, Krenek. Theater ist der Ort, wo die Toten eine Stimme haben, und das nicht nur in Japan, oder?

Ueli Jaeggi kündigt ein Wunschkonzert an. Aus besonderem Anlass. «Happy birthday to you, dear Waldhaus!» Die Schauspieler versinken in den Möbeln, werden selber Sofakissen (Josef Ostendorf), schnarchende Geräuschkulisse, drücken ungeduldig am Kugelschreiber herum. «Ich bin schon ein wenig zermürbt, zerstothen, zerdrückt, ich bröckle schon ein wenig. Das kommt davon, das kommt vom Leben. Alt bin ich zwar noch keineswegs...», sagt eine schmale Frau (Olivia Grigolli) wie in Trauer, und eine zweite (Bettina Stucky) bekommt einen Lachanfall und spuckt Pastillen. Aber nicht als Antwort auf das Alterwerden der anderen, sondern eher in einem Anfall von hausgemachter Ignoranz. Die Dame mit dem Lachanfall ist wohl immun gegen Melancholie. Trotzdem gehört sie hierher. Alle Geschichten gehören irgendwie zusammen, und was diese Welt in ihrem Innersten zusammenhält, das ist die Schönheit der Marthalerschen Theatersprache, die er ohne sein Ensemble nicht sprechen könnte.

Und dann singen sie wieder – Mozart, Wagner –, essen Grissini und fallen so gestärkt über die

füllige, aber nicht sehr willige Nachbarin her, nur weil aus dem blauen Salon nebenan der «Liebestod» aus «Tristan und Isolde» erklingt. Doch nur kurz wirft sich jetzt dieser Ueli Jaeggi auf diese Bettina Stucky, die eben noch Pastillen spuckte. Er fängt sich wieder, richtet sich auf in der Pose eines beleidigten Pelikans und kehrt mit durchgedrückten Knien in seinen einsamen, aber sicheren Sessel zurück. Draussen vor dem Fenster ist währenddessen ein Jäger mit Flinte auf einen Hochstand gestiegen.

Ich drehe mich zur Rezeption um. Von dort schaut einer der Hotelchefs zu, Herr Felix Dietrich. Mit dem gleichen Lächeln, das er eben noch für die hilflose Liebesszene gehabt hat, wendet er sich mir zu. Ein wenig ratlos, ein wenig entschuldigend und ein wenig stolz auch. Er winkt. Ich folge ihm in die Bibliothek des Hauses.

Mittlerweile ist es die vierte Generation, geboren in den fünfziger Jahren, die die Verantwortung für das Fünfsternhotel, also für die 141 Zimmer und Suiten, 160 Bäder, 220 Betten, 145 Mitarbeiter und rund 50 000 Logiernächte übernommen hat. Mir hat Felix Dietrich das Zimmer 56 gegeben. Das liegt auf der Beletage nach Norden und hat ein sehr schönes Bad mit Blick von der Wanne aus auf die Silber Ebene. Die Zimmer nach Westen aber schauen Richtung Maloja, Richtung Abend. Sie sind die begehrtesten, wegen der Sonne, der Balkone, wegen des Winds von Maloja her, der einem klar macht, was «Sommerfrische» ist, wenn er dem Gast nach dem Gesicht greift, so dass er überrascht die Augen schliesst. Manche unserer Gäste könnten den ganzen Ort Sils aufkaufen, sagt Felix Dietrich, manche sparen ein ganzes Jahr darauf, wieder herzukommen. Wir müssen für jeden das Richtige finden. Ich nicke. Ich bin die aus Zimmer 56 und überlege, welches Bild er sich von mir wohl gemacht hat. Auf welchen Flur gehöre ich? Ach diese Flure! Wenn man genau hinhört, haben sie noch den Klang der rasenden Wäschekörbe in den Mauern, mit denen die Direktoren als Kinder ihre Rennen veranstalteten. So ist das, Felix Dietrich lächelt.

Und die Gäste?

Muschg, sagt er, Primo Levi, Daniel Keel, Siegfried Unseld. Annemarie Schwarzenbach hat auch hier ab und zu ihren Tee getrunken. Wieder werden die Lebenden und die Toten in einem

Atemzug genannt, denke ich. Und die anderen, «normalen» Gäste?

Kommen und gehen, sagt er. Das Hotelleben bringt einem bei, dass das Leben seinen Weg findet und immer weitergeht. Wenn einer stirbt, bleibt das Bild von ihm, wie er im Speisesaal am Fenster sass. Wieder lächelt er. Und die Proben, frage ich. Sehr intensiv, sagte Felix Dietrich. Ich gehe zurück in die Halle.

Ich glaube, ich schreibe heute Nacht noch ein Buch, sagt die Schauspielerin Claudia Carigiet, als ich wieder Platz nehme. Und wenig später sagt sie: Ich hätte gern ein Zimmer mit Blick auf Österreich. Und noch ein wenig später fällt ein Schuss dort vom Jäger auf dem Hochstand, und noch einer. Pause. Szenenwechsel. Am Abend dann ist der erste Durchlauf.

Jaja, hatte Marthaler seinen ersten richtigen Zuschauer gewarnt, manche finden meine Stücke langweilig. An jenem Sonntagabend hatte er ein ehrfürchtiges, etwas ratloses Publikum, das Hotelpersonal. Sie sind die Ersten, die den ganzen Abend sehen.

Am Montagmorgen danach sitzt das Ensemble zur Besprechung in der Halle. Gäste reisen an. Die Zwischensaison ist vorbei. «Dadurch, dass wir so fest daran glauben, was wir gemacht haben, ist es irgendwie länger geworden», sagt Marthaler. «Am

Anfang hatte es eine andere Dynamik. Jetzt ist es nur bedächtig.» Seine Kritik bezieht sich vor allem auf den zweiten Teil des insgesamt vierstündigen Abends. Dieser zweite Teil findet nach der Dinerpause statt. In der Tennishalle.

Wenn die Langsamkeit keine musikalische Notwendigkeit hat, dann hält Marthaler es nicht aus? Kriegen er und das Ensemble das noch hin? Ja?

Ja. Zur Premiere am Mittwoch ist mit dem zweiten Teil des Theaterabends ein kleines Wunder geschehen. Wie so ein Wunder aussieht? Erbarungsloses Licht wie für ein Sportereignis beherrscht die Tennishalle. Josef Ostendorf spricht aus der hintersten Ecke einen Text, an dem alle Melancholiker und Pessos dieser Welt gearbeitet haben. Ja, wir können den Tod nicht verstehen. Manche Zuschauer lachen, denn dieser Abend, der verspricht ein lustiger zu sein, soll ja jetzt nach dem Premierenpausendinner und Premierenpausenwein kein trauriger werden. Doch ist es keine schlimme, sondern eine tröstliche Traurigkeit, die einen beim Zuschauen befällt, wenn die Schauspieler nun einzeln Richtung Netz gehen, stehen bleiben, den Blick des Zuschauergagners auf der anderen Seite suchen und dabei schon die Pose des Verlierers einnehmen, aber einen Rest von Stolz oder Trotz bewahren.

Die Tennishalle als Aquarium

Danach schliessen sie sich zur Gruppe, zum Rudel, zum Fischschwarm zusammen. Die Luft bekommt die Konsistenz von Wasser, die Tennishalle wird Aquarium, wenn sie sich mit plötzlichen Wendungen vom Netz zur Turnbank bewegen, dann am Basketballkorb einem Ball applaudieren, der nicht geflogen ist, an der Rückwand der Halle ein Bild betrachten, das nicht dort hängt. Nichts ist zu sehen, nichts passiert, und trotzdem ist, was geschieht, hochdramatisch. «Ich weiss, meine Aufführungen sind manchmal langweilig», hat Marthaler gesagt, «trotzdem viel Vergnügen.» Dieses Vergnügen stellt sich – o Wunder – ein. Der Raum lädt sich mit jedem Gang, jeder Kantate von Bach, jedem Lied, das Homberger auf dem Boden liegend singt, um eine weitere, mysteriöse Geschichte auf, die man ahnt und dann begreift, ohne sie nacherzählen zu können. Vergnügt wartet man, dass etwas geschieht, ohne zu etwas zu führen.

Aber nicht alle in der Tennishalle sind an diesem Premierenabend der Sucht des Wartens verfallen. Sie freuen sich am Ende über das virtuose akustische Geburtstagsfeuerwerk, mit dem der zweite Teil endet. Feuerwerksmeister Graham Valentine steht vorn am Netz. Hinter ihm machen die Schauspieler mit grossen Bällen grosse Böller, mit kleinen Bällen kleine Böller nach, und Valentine übernimmt die Melodieführung des Orchesters. Aus seinem Mund pfeifen die Frauenfüsse wie ein schrilles Geburtstagslied – «Happy birthday to you, dear Waldhaus», und die Gesichter der Premierenzuschauer singen glücklich mit.

Das Stück wird noch gespielt vom 4. bis 7. September 2008 und vom 25. bis 28. März 2009. Reservation unter Tel. 081 838 51 00.

Judith Kuckart lebt als Schriftstellerin und Regisseurin in Zürich und Berlin. Im Herbst erscheint ihr neuer Roman «Die Verdächtigen» bei DuMont in Köln.



Zeigt her eure Füsse, zeigt her eure Schuh – adrette Beinversammlung vor dem Netz.

DOROTHEA WIMMER